Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 38 (1986)
Heft: 10

Artikel: Lackmusproben der Gesellschaft
Autor: Ulrich, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-931342

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Franz Ulrich

Lackmusproben der Gesellschaft

Psychisch «Schwache» im Schweizerfilm

Seit seinen Anfängen hat das Kino die Darstellung von «Abartigem» zur Erzeugung von Nervenkitzel und Gänsehaut eingesetzt, aber auch, um – gleichsam vom Rande her – die gesellschaftliche «Normalität» kritisch in Frage zu stellen. Die Themen reichen von der Darstellung von Gestörten als dämonische Monster und Missgeburten, preisgegeben der Lächerlichkeit, der Angsterzeugung und der Abscheuerregung, bis hin zu kritischen, wirklichkeitsnahen und zum Überdenken von Vorurteilen anregenden oder gar zur Andeutung von Missständen provozierenden Auseinandersetzungen mit der Welt der physisch und psychisch Behinderten und Kranken.

Das Interesse am Unbekannten und Fremden, am Andersartigen und «Abnormalen», das meist auch als unheimlich und bedrohlich empfunden wird, wusste das Kino schon immer zu nutzen und in kassenträchtige Erfolge umzumünzen. Der Bogen spannt sich von Robert Wienes «Das Kabinett des Dr. Caligari» (1919) und G. W. Pabsts «Geheimnisse einer Seele» (1929) über Fritz Langs «M – Eine Stadt sucht einen Mörder» (1931) und Alfred Hitchcocks «Psycho» (1960) bis zu Milos Formans «One Flew Over the Cuckoo's Nest» (1975) und den Horror- und Brutalofilmen unserer Tage. Thriller, die sowohl kriminalistische wie psychoanalytische und psychiatrische Elemente vereinen, sind geradezu zu einem eigenen Genre geworden (zum Beispiel Werke von Hitchcock, Robert Siodmak, aber auch die Glauser-Verfilmungen). Das Kino als «Gruselkabinett»? – diese faszinierende Seite gehört nach wie vor zu den Trümpfen dieses Mediums. Nirgends lassen sich das Unheimliche und Schreckliche wohliger geniessen, als im abgeschlossenen, dunklen Kinosaal. Je schreckhafter, krankhafter und verrückter sich die fiktionale Welt auf der Leinwand gebärdet, desto normaler, vertrauter und akzeptabler erscheinen im Tageslicht die realen Bedrohungen, Zwänge und Frustrationen des Alltags.

Bild der heilen Schweiz

Wenn man den Schweizer Film ins Auge fasst, wird man in diesem spektakulären, bloss unterhaltenden Bereich kaum fündig. Das mag neben anderen vor allem produktionstechnische Ursachen (fehlende Infrastrukturen, Autoren) haben. Der (notgedrungen) weitgehend handwerkliche Charakter des Schweizer Films erlaubte ihm keine grossen kommerziellen Sprünge, bewahrte ihn aber auch vor fragwürdigen Entwicklungen. Diese Voraussetzungen hinderten die Filmschaffenden jedoch keineswegs davor, sich mit dem «Abnormalen» zu befassen – im Gegenteil. Über den Daumen gepeilt, lässt sich sogar behaupten, dass der Anteil von Filmen über physisch und psychisch Behinderte, Aussenseiter und Randgruppen an der gesamten Filmproduktion nirgends so hoch ist wie in der Schweiz.

Lassen sich daraus ein besonderes Verständnis und eine besonders tiefe Sympathie der Schweizer für Schwache und Kranke herauslesen? Eher das Gegenteil ist der Fall. Die Schweiz ist ein Land der Ordnung, der Sicherheit und der überschaubaren Strukturen. Arbeit, Fleiss, Leistung, Anstand und Wohlstand gelten als hohe Werte. Die soziale Kontrolle ist extrem hoch. Von vielen wird an einem von Tradition und Nostalgie geprägten Bild einer heilen Schweiz festgehalten, das in manchen Teilen von der Entwicklung längst überholt ist und Züge einer überheblichen Selbsteinschätzung als eine Art «auserwähltes Volk» aufweist, das sich nicht mit andern Völkern «gemein» machen will – schon gar nicht in der UNO.

Werner Krauss als unheimlicher Doktor in Robert Wienes «Das Kabinett des Dr. Caligari» (1919).

Spiegel der Gesellschaft

Die Kehrseite dieser – man muss wohl schon sagen – Hybris ist Intoleranz, ja Hass gegen alles, was dieses Bild der heilen, sauberen, sozial und wirtschaftlich intakten Schweiz stört. Als Störenfriede werden Fremde, Flüchtlinge, Gastarbeiter empfunden, aber auch Aussenseiter und Querköpfe, die sich nicht an bestimmte Normen und an die «Normalität» anpassen wollen. Für Fehlentwicklungen (Umweltverschmutzung, Waldsterben, Verbetonierung und Verhäuselung der Landschaft, Verlust an Lebensqualität) werden Sündenböcke gesucht, um nicht das eigene Selbstverständnis und Verhalten in Frage stellen zu müssen. Ähnlich störend und bedrohlich werden physisch und – vor allem – psychisch Behinderte, Schwache und Kranke empfunden. Sie werden aus dem Bewusstsein verdrängt, in Heime, Anstalten und Kliniken versorgt. Die Sorge um sie wird an Spezialisten (Ärzte, Pflegerinnen, Therapeuten) delegiert. Behinderung ist für viele mit einer Art Makel verbunden, der zum Ausschluss aus der Gesellschaft führt.

Diesen Feststellungen lässt sich mit Recht vorwerfen, sie seien allzu pauschal, ja einseitig. Natürlich gibt es Personen und Institutionen, die sich vorbildlich um behinderte und kranke Menschen kümmern; es soll nicht bestritten werden, dass diese auf spezialisierte Hilfe angewiesen sind. Aber es lässt sich nicht behaupten, dass diese Minderheiten in der Gesellschaft vorbildlich akzeptiert oder gar integriert seien. Und vor allem wird übersehen, dass diese vermeintlich so vorbildliche und gesunde Gesellschaft Menschen auch krank macht. Die Schweiz gehört zu den Ländern mit den höchsten Selbstmord- und Scheidungsraten. Vor kurzem wurde im Kanton Zürich ein Gesetz angenommen, das es Ärzten erlaubt, Personen in psychiatrische Kliniken zu stecken, ohne die Einwilligung der Angehörigen einholen zu müssen.

Die menschliche Qualität einer Gesellschaft lässt sich nicht zuletzt daran ermessen, wie sie mit dem «Abnormalen», Andersartigen, Fremdartigen umgeht. Das haben die Filmschaffenden, die ja nicht zu den Unsensibelsten im Lande gehören, erkannt und in ihren Werken immer wieder thematisiert. Indem sie sich den Minderheiten, Aussenseitern, Alten und Behinderten zuwandten, nach den Ursachen der Behinderung und dem Umgang mit ihr fragten und das Verhältnis der Gesellschaft zu den Betroffenen untersuchten, hielten sie den sogenannten Gesunden einen Spiegel vor, in

dem Symptome einer kranken Gesellschaft sichtbar werden. Die Auseinandersetzung mit der Welt des «Nicht-Normalen» im Film diente als Lackmusprobe für die Menschlichkeit einer Gesellschaft, die sich zwar gerne auf Pestalozzi und Dunant beruft, deren Geist aber weitgehend verloren hat. Dabei wurde immer wieder deutlich, dass «abnormes» Verhalten oft eine geradezu «gesunde» Reaktion auf krankmachende Aspekte der Gesellschaft sein kann.

Seit dem Zweiten Weltkrieg ist die Zahl der Geisteskranken, der Menschen mit seelischen Störungen und psychischen Problemen, stark angestiegen. Das heisst, entweder produzieren die Lebensbedingungen mehr seelisch kranke Menschen, oder die Menschen werden schneller für krank gehalten, oder die Toleranz gegenüber Ver-rückten ist gesunken – oder vielleicht trifft alles zusammen zu. Gleichzeitig sind – vor allem nach 1968 – die Zweifel an der Psychiatrie, an ihren Diagnosen von gesund und krank, stärker geworden. Psychiatrische Anstalten wurden als geschlossene, die «normalen» gesellschaftlichen Verhältnisse wiederspiegelnde Machtsysteme kritisiert und sahen sich vielfach zu Reformen gezwungen. An dieser Auseinandersetzung waren nicht zuletzt auch (ausländische) Filme beteiligt, etwa Allan Kings «Warrendale» (1962), Peter Robinsons «Asylum» (1972) oder «Nessuno o tutti» von Silvano Agostini, Marco Bellocchio, Sandro Petraglia und Stefano Rulli (1975). Vereinfacht lässt sich sagen: In der Krise der Psychiatrie liess sich auch eine Krise der Gesellschaft diagnostizieren.

«Ursula oder das unwerte Leben» (1966) von Reni Mertens und Walter Marti begründet den Anfang einer solidarischen Tradition des neuen Schweizer Films mit Randständigen.

Mittel zur Gesellschaftskritik

Der Darstellung behinderter Menschen als Mittel der Gesellschaftskritik bedient sich – mehr oder weniger ausgeprägt – der Schweizer Film seit über 40 Jahren: Leopold Lindtbergs *«Matto regiert»* (1945) spielt in der Nervenklinik Randlingen, im Reich Mattos (matto – verrückt), der verstanden wird als Geist der Kollektivschuld der Gesellschaft, als Ungeist sozialer Ungerechtigkeit. Die Vorlage zu diesem Film stammt von Friedrich Glauser, einem Autor, der, selber gemütskrank, morphiumsüchtig und mehrmals in psychiatrischen Anstalten interniert, sich am Rande der Gesellschaft und

«Normalität» bewegte und als Aussenseiter diese Spannung zwischen «normal» und «verrückt» erlitten und kreativ in seinen Werken verarbeitet hat. Es ist nicht ganz unsymptomatisch, dass gerade dieser Autor immer wieder den Stoff für (deutsch) schweizerische Filme geliefert hat, von Lindtbergs «Wachtmeister Studer» (1939) bis zu Kurt Gloors «Der Chinese» (1978).

Nicht nur im Dokumentarfilm, sondern auch im Spielfilm des neueren Schweizer Filmschaffens spielen Aussenseiter, Sonderlinge, «Spinner und Menschen, die an der gesellschaftlichen Wirklichkeit seelisch zerbrechen, eine ungewöhnlich grosse Rolle: Heinz Bütlers «Melzer», Kurt Frühs «Dällebach Kari», Kurt Gloors «Der Erfinder» und «Mann ohne Gedächtnis», vgl. den Beitrag von Kurt Gloor in dieser Nummer), Claude Gorettas «Le fou» und «La dentellière», Thomas Koerfers «Der Gehülfe», Beat Kuerts «Die Zeit ist böse» und «Martha Dubronski», Patricia Moraz' «Les indiens sont encore loin», Georg Radanowiczs «Alfred R.», Alain Tanners «Charles mort ou vif» und andere. Die meisten «Heldinnen» und «Helden» dieser Filme werden versorgt oder begehen Selbstmord. In keinem Fall handelt es sich um medizinisch/psychiatrisch definierte Fälle von Geisteskrankheit, sondern um Randfiguren und/oder besonders sensible Menschen, die den üblichen Spielregeln der Gesellschaft nicht gewachsen sind und zu Opfern werden.

Psychisch und physisch Behinderte sind auch im Dokumentarfilmschaffen eines der häufigsten Themen. Die eigentlichen Pioniere in diesem Bereich waren Reni Mertens und Walter Marti. Nach einigen Kurzfilmen in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren mit Kindern (beispielsweise «Rhythmik», 1956, «Frustration im frühen Kindesalter», 1960, «Unsere Kleinsten», 1962, «Krippenspiel», 1962, mit taubstummen Kindern) traten sie 1966, nach achtjähriger Arbeit, mit *«Ursula oder das unwerte Leben»* an eine breitere Öffentlichkeit. Dieser Film über die Arbeit der Pädagogin Mimi Scheiblauer und ihre unermüdlichen Versuche, körperlich schwer behinderten und seelisch stark gestörten Kindern zu helfen, steht am Anfang einer Entwicklung des Schweizer Dokumentarfilms, die wesentlich geprägt war (und immer noch geprägt ist) durch ein grosses, gesellschaftskritisch gefärbtes Engagement für ein menschenwürdiges Dasein behinderter und benachteiligter Menschen.

Dieser Linie verpflichtet sind, um bei den Fällen eher «psychisch Kranker» zu bleiben, Dokumentarfilme wie «Freut euch des Lebens» von Roman Hollenstein, «Zur Besserung der Person» von Heinz Bütler, «Martial dit ‹l'homme bus›» von Michel Etter und andere. Filme wie jener von Hollenstein oder «Behinderte Liebe» von Marlies Graf (1979) oder Tula Roys und Christoph Wirsings «Ich möchte Bundesrat werden» (1981) haben insbesondere eindrücklich das Vorurteil bekämpft, in behinderten Körpern müsse auch ein debiler Geist stecken.

Bei aller Verschiedenheit ist diesen Filmen eines gemeinsam: Sie setzen sich für Menschen ein, die durch ihr Anders-

Psychisch «Schwache» im Schweizer Film

Der Begriff «psychisch schwach» oder «psychisch krank» wird für diese Auswahlliste nicht in seiner medizinischen oder klinischen Bedeutung, sondern in einer weiteren, gesellschaftlichen Bedeutung verwendet.

Dokumentarfilme:

«Ursula oder das unwerte Leben» von Walter Marti und Reni Mertens, 1966.
«Yvon, Yvonne» von Claude Champion und Agnès Contat, 1969.
«Ex» von Kurt Gloor, 1970.
«Freut euch des Lebens» von Roman Hollenstein, 1973, ZOOM 6/74.
«Emil Eberli» von Friedrich Kappeler, 1973, ZOOM 4/74.
«Wer einmal lügt... oder Viktor und die Erziehung» von June Kovach, 1974, ZOOM 5/74.
«Armand Schulthess – J'ai le téléphone» von Hans-Ulrich Schlumpf, 1974, ZOOM 4/74.
«Zur Besserung der Person» von Heinz Bütler, 1981, ZOOM 13/81.
«Martial – dit ‹l'homme-bus›» von Michel Etter, 1983/84.

Spielfilme:

«Matto regiert» von Leopold Lindtberg, 1947.
«Es geschah am hellichten Tag» von Ladislao Vajda, 1958.
«Le fou» von Claude Goretta, 1970.
«Charles mort ou vif» von Alain Tanner, 1970.
«Dällebach Kari» von Kurt Früh, 1970.
«Alfred R. – Ein Leben und ein Film» von Georg Radanowicz, 1972.
«Claudia oder Wo ist Timbuktu?» von Mario Cortesi und Max Bolliger, 1974, ZOOM 10/74.
«Der Gehülfe» von Thomas Koerfer, 1975, ZOOM 17/76.
«La dentellière» von Claude Goretta, 1977, ZOOM 10/77.
«Les indiens sont encore loin» von Patricia Moraz, 1977, ZOOM 24/77.
«Robert Walser» von Hans Helmut Klaus Schoenherr, 1978, ZOOM 11/78.
«Der Erfinder» von Kurt Gloor, 1980, ZOOM 21/80.
«Melzer» von Heinz Bütler, 1982, ZOOM 4/83.
«Die Zeit ist böse» von Beat Kuert, 1982, ZOOM 12/83.
«Mann ohne Gedächtnis» von Kurt Gloor, 1984, ZOOM 5/84.
«Martha Dubronski» von Beat Kuert, 1984, ZOOM 4/85.
«Nie wieder – bis zum nächsten Mal» von Gertrud Pinkus, 1985, ZOOM 19/85.
«Nebel jagen» von Nicolas Humbert, 1985, ZOOM 3/86.

sein, das von den «Gesunden» als Schwäche empfunden wird, aus der Gesellschaft herausgeworfen werden. Diesen Hinauswurf haben sie, meist gezwungenermassen, akzeptiert, oder sie haben wenigstens mit ihm zu leben gelernt. Dabei haben sie aber oft eine Kraft und Kreativität freigesetzt, die zwar die Form scheinbaren oder tatsächlichen Irreseins aufweisen mag, gleichzeitig aber auch ein Widerstand gegen die krankmachenden Aspekte und Zwänge der Gesellschaft ist. Damit wekken diese Filme nicht nur Verständnis für die Situation der Behinderten, sondern stellen auch – teilweise recht unbequeme – Fragen nach den Werten in einer Gesellschaft, die diese Menschen verdrängt, versorgt und zu Aussenseitern stempelt. ■

Rückblenden

Kurt Gloor

Gedächtnis wider die Versorgung

Autor von «Mann ohne Gedächtnis» über seine Psychiatriebilder

Eigentlich wollte ich gar keinen Psychiatriefilm machen, sondern eine Geschichte über einen heutigen Kaspar Hauser erzählen. Das war mein erster Gedanke, als ich damals, 1980, eine Zeitungsnotiz las, nach der ein Mann aufgefunden worden sei, der nicht spreche, sein Gedächtnis verloren zu haben scheine und deshalb nicht identifiziert werden könne. Ich wusste aus Werner Herzogs Film «Jeder für sich und Gott gegen alle» (1974/vgl. ZOOM 5/75), dass Kaspar Hauser damals erschlagen worden war. Was geschieht heute mit einem Unbekannten, der Gedächtnis und Sprache verloren hat? Wie spricht man mit einem, der nicht spricht? Wie kann einer sein Gedächtnis verlieren und was geht in einem vor, der seine Geschichte verloren hat? Das waren die ersten Fragen, die ich mir zu Beginn meines Filmprojektes *«Mann ohne Gedächtnis»* (vgl. ZOOM 5/84) stellte.

Beim Nachdenken merkte ich schon bald, dass diese Geschichte heute zu einem grossen Teil in einer psychiatrischen Klinik spielen würde. Also doch ein sogenannter Psychiatriefilm? Wie kann ich eine Geschichte erzählen, die in einer Welt spielt, die ich nicht kenne? Was weiss ich überhaupt über die Psychiatrie?

Ich wurde mir bewusst, dass das Psychiatriebild, das in meinem Kopf herumgeisterte, durch Filme, Zeitschriften und sogenannte antipsychiatrische Literatur geprägt war. Man hat ja schliesslich so seinen Cooper, Laing, Bataglia und die Kursbücher zum Thema gelesen.

Mein Psychiatriebild war recht klar – und dementsprechend einfach. Ich misstraute dem, was meine Phantasie da so unbekümmert produzierte, und ich entschloss mich, die Welt, in der meine Geschichte spielen sollte, erst einmal selber kennenzulernen. Ich hasse nichts so sehr wie Filme und Bücher, in denen Autoren Geschichten über Dinge erzählen, die sie nicht wirklich kennen.

Bei meinen Recherchen in Kliniken merkte ich schnell, dass es *die Psychiatrie* nicht gibt; dass das, was unter Psychiatrie verstanden wird, sehr verschieden sein kann. Jede Klinik ist anders, ja sogar innerhalb einer bestimmten Klinik kann es von Abteilung zu Abteilung beträchtliche Unterschiede geben. Zwischen einem Burghölzli (Zürich), das für mich nach orthodoxer Psychiatrie riecht, und der Waldau in Bern, die eher einem liberalen Psychiatrieverständnis verpflichtet ist, liegen für mich Welten. Am einen Ort überkamen mich Gefühle der Beklemmung und der Angst, am andern Ort fühlte ich mich schnell vertraut und zu Hause. Am einen Ort fiel mir ein Klima kasernenhafter Ordnung auf, am andern Ort eine Atmosphäre chaotisch-gemütlicher Kreativität. In einigen Kliniken spürte ich Vorsicht, Zurückhaltung, ja sogar Misstrauen mir gegenüber, in andern Kliniken Offenheit, Direktheit und Vertrauen. Psychia-